













# Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreussischen Zeitung“.

Nr. 84.

Elbing, den 8. April.

1892.

## Eine Woche.

Kriminal-Roman von M. . . .

3) Nachdruck verboten.

Schließlich wandte sich der Strom dem Ausgange zu. Ich mußte wohl oder übel folgen. Wir taumelten die Treppe hinab und kamen ins Freie. Dort gelang es mir endlich, mich los zu machen.

Die Schlägerei wurde noch eine Weile fortgesetzt, aber der eiskalte Regen kühlte die erhitzten Gemüther bald ab. Die Kämpfenden entfernten sich einer nach dem anderen, und es wurde wieder still auf der Straße.

Den Mörder konnte ich jedoch nirgends erblicken. Er war und blieb verschwunden.

Als ich endlich spät in der Nacht — die Uhr zeigte bereits die dritte Stunde — todmüde und an allen Gliedern zerschlagen zu Hause anlangte, als ich mich meiner Kleider entledigt hatte und die erschöpften Glieder auf den weichen Kissen streckte, da war es mir, als läge das, was ich an diesem Abend erlebt hatte, mir so fern, als könne es sich unmöglich in der Weltstadt New-York zugetragen haben.

### 4. Kapitel.

Daß der April unbeständig und launenvoll ist, das ist eine längst bekannte Thatsache. Aber auch auf seinen älteren Bruder, den März, ist nicht recht Verlaß.

Als ich am Morgen des 2. März erwachte, war es bereits heller Tag. Ich sah nach der Uhr, der Zeiger stand auf neun. Ich hatte sorgfältig volle sechs Stunden geschlafen. Ich fühlte mich frisch und erquickt. Ohne mich lange zu besinnen, sprang ich aus dem Bett — Beschluß und Handlung sind eins beim Detektiv. Ich zog den Vorhang auf und blickte hinaus. Strahlend blauer Himmel, herrlicher Sonnenschein. Aber kalt war es heute; der Thermometer zeigte fünf Grad unter dem Gefrierpunkt.

Ich kleidete mich ganz langsam an. Ich hatte ja keine sonderliche Eile. Und dann hatte ich so viel zu denken!

Ich dachte an den Gemordeten — Benjamin Hood's ganzes Leben zog an meiner Seele vorüber. Ich verfolgte im Geiste die Spur, die meiner Meinung nach zum Ziele führen mußte, ich

suchte mir die dunkeln Punkte zu erklären, ich zog meine Schlussfolgerungen.

Benjamin Hood war eine der bekanntesten Persönlichkeiten in ganz New-York. Vor zwei Jahren war sein Name in aller Leute Munde. Auf den Straßen verkaufte man Flugblätter, welche seine Lebensgeschichte enthielten. Heute sollte sein Name abermals in aller Munde sein — und ich war auserlesen, das dunkle Räthsel zu lösen, ich sollte unter den hunderttausenden von Bewohnern dieser Weltstadt ein Individuum ausfindig machen: „Du bist der Verbrecher. Du hast Benjamin Hood ermordet!“

Doch ich will Thatsachen berichten.

Benjamin Hood war der Sohn reicher Eltern und erhielt eine seinen Verhältnissen entsprechende Erziehung; er war ein schönes Kind und wurde von seinen Eltern sehr verzärtelt. Als er jedoch älter wurde, begann er alsbald ein ausschweifendes Leben zu führen. Er nahm schon lange vor der Zeit an allen möglichen Vergnügungen theil, die nur einem geleyten Alter zulassen. Kaum zum Jüngling herangereift, hatte er sich schon einen Namen in der jeunesse dorée von New-York gemacht. Seine Geschicklichkeit als Billardspieler war allgemein anerkannt und im Reiten nahmen es nicht viele mit ihm auf.

Aber dem alten James Hood, Benjamin's Vater, fing die Sache an bedenklich zu werden. Er selber war sein ganzes Leben lang strebsam und fleißig gewesen, und obwohl im Besitze unermeßlicher Reichthümer, war ihm jeder Dollar, den er ausgeben mußte, ein Kummer. Als nun der Sohn dem Vater eines Tages einen ganz beträchtlichen Wechsel vorlegte, den er in vierundzwanzig Stunden einlösen mußte, da gerieth der alte Herr dermaßen außer sich, daß er einen Schlaganfall bekam.

Aber James Hood war zähe, er erholt sich bald wieder und stand seinem Geschäfte mit ununterbrochener Kraft vor; er kaufte und verkaufte mit derselben Berechnung und Klugheit wie früher, verdiente ebensoviel Geld wie früher — und verbrauchte unendlich viel mehr. Alle seine Vorstellungen waren fruchtlos. Der Sohn setzte sein ausschweifendes Leben fort.

Da in der ersten Stunde erschien ein Retter in der Noth! Benjamin Hood hatte einen Jugendfreund, Archibald Forster, der in jeder Beziehung das Gegentheil von ihm war. Er sah bleich und mager aus und war sehr

zurückhaltend, seine blauen Augen drückten aber so viel Kraft und Verstand aus, daß man ihn unwillkürlich beachten mußte. Sein Körper war sehnig und elastisch. Schon mit zwölf Jahren hatte er mit eigener Lebensgefahr einen Kameraden vom Ertrinken gerettet. Mit fünfzehn Jahren händigte er ein schweigend geordnetes Pferd, das in wahnsinnigem Galopp den Broadway hinabstürmte.

Archibald Forster war rastloser Natur. Der bleiche, stille Jüngling wollte hinaus in die Welt, er sehnte sich danach, seine Kräfte zu erproben, in seiner Seele brannte ein Feuer, das zugleich der Fluch und der Segen des Menschen ist — der Ehrgeiz.

Er ging zur See und war viele Jahre fort, ohne daß man das Geringste von ihm hörte. Seine Eltern waren gestorben. Weitere Angehörige hatte er nicht.

So verfloß eine Reihe von Jahren, und dann kehrte Archibald Forster eines Tages in seine Vaterstadt zurück.

Es war fast unmöglich, ihn wieder zu erkennen. Aus dem bleichen Jüngling war ein Mann geworden. Er hatte sich entwickelt, war breitschulterig und sonnengebräunt. Nur die dunkelbraunen, blühenden Augen hatte er noch. In seinem ganzen Auftreten lag ein bewußter, männlicher Ernst.

Archibald Forster hatte seinen Jugendfreund nicht vergessen. Die alten Beziehungen wurden wieder erneut. Benjamin Hood, der Forster sein Leben verdankte — er war der Kamerad, den Archibald aus den Wellen gezogen — sollte ihm noch mehr zu verdanken haben. Denn auf Forsters Vorstellung gab Benjamin Hood sein ausschweifendes Leben auf. Er erfüllte den Lieblingswunsch seines Vaters und trat als Theilhaber in eines der größten New-Yorker Geschäfte ein.

Archibald Forster war nicht allein in seine Vaterstadt heimgekehrt. Er hatte einen Diener mitgebracht, einen Neger, ein wahres Prachtexemplar, ohne jenen dummen, schläfrigen Ausdruck, welcher gewöhnlich den Negergesichtern eigen ist. Im Gegentheil, er sah aus, wie die verkörperte Schlanheit. Und wenn er lachte — was er nach Art der Neger oft that — und dabei seine weißen, glänzenden Zähne zeigte, da mußte man zugeben, daß er der schönste Neger war, den man sich denken konnte.

Und auf diesen selben Neger hatte ich in der verfloßenen Nacht Jagd gemacht. Ihn hatte ich in der Spielhölle getroffen, wo er sich über einen seiner Mitspielenden gestürzt hatte, um dann aus meinem Gesichtskreis zu verschwinden. Warum ich gerade an ihn dachte, daß ich ihn für schuldig hielt, ihn, einen Neger — das will ich gleich näher erklären.

Es war ganz natürlich, daß Archibald Forster bei seiner Rückkehr ein gewisses Aufsehen erregte. Er war mit einem Worte interessant. So drückten sich wenigstens die jungen Damen aus. Und vielleicht hatten sie recht.

Archibald Forster verheirathete sich mit Anny Dowling, die um diese Zeit die unbestrittene Beherrscherin der New-Yorker Salons war. Sie war eine ächte amerikanische Schönheit, groß und schlank, von herrlichem Wuchs und königlicher Haltung. Sie hatte ein paar dunkelbraune, tiefe, strahlende Augen, das Anziehendste an ihr war aber ohne Zweifel ihr stets wechselndes intelligentes Mienenspiel. Wenn man mit ihr sprach, sah man, wie sie jedes Wort auffaßte, und die treffenden, scharfsinnigen Aeußerungen, die man als Antwort erhielt, zeugten davon, daß man eine Frau vor sich habe, die in geistiger Beziehung ebenso bevorzugt war wie in körperlicher.

Benjamin Hood verkehrte, wie das ganz selbstverständlich war, viel im Hause des Freundes. Der alte James Hood war gestorben. Er war über das Schicksal seines Sohnes beruhigt ins Grab gestiegen. Benjamin hatte das alte Sprichwort zur Wahrheit gemacht, daß die schlimmsten Vuben die besten Männer werden.

Benjamin Hood verkehrte zu viel im Hause seines Freundes — wenigstens währte es nicht lange, bis sich gewisse Gerüchte, ihn und Anny Forster betreffend, verbreiteten.

Waren dieselben begründet?

Nein, ich bezweifle es. Das, was die Welt sah, war unmöglich, unerklärlich — wenigstens hatte man keine Beweise, und eine Sache, welche der Beweise entbehrt, hat für einen Polizisten keine Bedeutung.

Und weshalb sollte Anny Benjamin Hood vor Archibald Forster den Vorzug geben?

Sie waren beide schöne, statliche, intelligente Männer. Forster war eine verschlossene Natur, Hood war lebhaft und zugänglich. Dafür besaß Archibald Forster aber unendlich mehr Bildung, hatte mehr Gemüthstiefe und liebte seine Gattin leidenschaftlich.

Warum sollte sie da den Liebhaber ihrem Manne vorziehen?

Ja warum! Und doch zeigte sich bald, daß dies wirklich der Fall war. Nicht, daß sie ihre Pflichten verlegt, ihre Ehre geschändet hätte — Anny Forster war nicht die Frau danach — nein, sie gestand ihrem Gatten alles offen ein.

Sie trat mit erhobener Stirn und freiem Blick vor ihn hin und sagte ihm alles.

Und dann wurden sie geschieden.

Wie sich Forster ihr gegenüber verhielt, ist mir unbekannt. Ich weiß nicht, ob er ihr drohte, ob er weinte, ob er sie anflehte — aber ich glaube, daß er kein Mittel unversucht ließ, um die Geliebte an sich zu fesseln.

Anny Hood — denn so hieß sie jetzt — zog bald darauf in ihr neues Heim und Archibald blieb einsam zurück.

Er wurde menschlicher und man erzählte sich, daß oft Wochen vergingen, ehe er einen Fuß über seine Schwelle setzte.

Desto mehr irrte er in seinem Hause umher. Seine Diener versicherten, daß er manche Nacht



nicht aus den Kleidern käme. Er durchwanderte seine Wohnung von einem Ende zum andern. Er streifte durch die großen, dunklen Zimmer und murmelte halblaute Worte vor sich hin.

Wäre es möglich, daß —?

Zwei Jahre waren seitdem verfloßen. Die Zeit heilt alles Leid, pflegt man zu sagen. Bei allen Menschen trifft dies nicht zu. Es giebt Naturen, welche nie vergessen können.

Wäre es möglich?

Archibald Forster mußte Hood hassen, das war nicht anders denkbar.

Forster war jetzt nicht mehr der Einsiedler, der er vor zwei Jahren gewesen. Er hatte wieder angefangen theilzunehmen an dem Leben, das ihn umgab. Man hatte ihn oft mit Hood's am gleichen Ort getroffen, daß er aber mit seiner früheren Frau gesprochen, daß er dem einst so geliebten Freunde die Hand gedrückt — das hatte Niemand gesehen.

Voraussetzung: Forster haßte Hood; Schlußfolgerung: Er würde sich rächen. Das Leben, welches Archibald Forster einst Benjamin Hood geschenkt, das nahm er wieder.

Das hatte er genommen in der Nacht zwischen dem ersten und zweiten März, in der Nacht zwischen Dienstag und Mittwoch. Sein getreuer Diener, der Neger Sam, hatte blindlings dem Worte seines Herrn gehorcht, für seine Riesenkräfte war das Ganze ein Kinderpiel gewesen, das Werk weniger Sekunden. — Und sein Gewissen? Das Gewissen eines Negers!

Mit Lebensgefahr hatte ich mich nach Fivis Point's hinein gewagt, hatte alle Ecken und Winkel durchsucht, war so glücklich gewesen, den rechten Mann zu treffen, und hatte — das Feld räumen müssen.

Wie aber konnte ich wissen, daß ich ihn in der verrufenen Schänke treffen würde? — Ach, ein Defektiv kennt diese übel berücktigten Stätten, und ihre Stammgäste kann er an den Fingern herzählen! Forster war kein strenger Herr — schon manche liebe Nacht hatte ich Sam in diesem verrufenen Hause getroffen — das Negerblut forderte sein Recht!

Jetzt handelte es sich nur darum, des Negers habhaft zu werden und ihn zum Geständniß zu bringen, denn Beweise hatte ich nicht.

Die Sache schien mir ganz sonnenklar zu sein — es galt jetzt nur, einen Plan zu entwerfen, der zum Ziele führen konnte, Schritt für Schritt vorzurücken, bis jeder Zweifel ausgeschlossen war, bis ich die handgreifliche Wahrheit vor mir hatte, um mich dann wie der Habicht auf meine Beute zu stürzen. Und dies alles mußte bald geschehen, in einem bestimmten Zeitraum; eine Woche war ja die höchste Frist, über die ich zu verfügen hatte.

Anny Forster und Benjamin Hood hatten in der ersten Zeit nach ihrer Vermählung ein völlig zurückgezogenes Leben geführt, sie schienen ihr Glück in aller Stille genießen zu wollen. Als jedoch einige Monate verfloßen waren,

zeigten sie sich wieder in der sogenannten „Welt“. Anny schien mit gleicher Lust an allen Vergnügungen theilzunehmen wie früher. Der einzige Unterschied war, daß die Königin der eleganten Salons jetzt nicht mehr Anny Forster, sondern Anny Hood hieß.

In diesem Augenblick stieg ein Gedanke in meiner Seele auf. Eine Frau, welche den Mann verläßt, der sie liebt und dem sie aus freien Stücken ihre Hand gegeben, hat in meinen Augen keinen Anspruch auf Achtung und Vertrauen.

Sollte sie etwa ihre Hand mit im Spiele haben?

Aber der Grund? die Ursache?

Etwas Klarheit würde ich wohl auf jeden Fall bei den Besuchen erhalten, die ich heute bei Anny Hood und Archibald Forster abstatten mußte — und wenn es mir gelang, Licht in diese dunkle Sache zu bringen, welche Entdeckungen würde ich da machen! Häufig hatten sich in der New-Yorker feinen Welt geheimnißvolle Ereignisse zugetragen; aber dieser Mord war doch etwas Entsetzliches, daß mir davor graute, daran zu rühren.

\* \* \*

Die Uhr schlug zehn. Es war Zeit, sich zum Chef zu begeben und über den Verlauf der letzten Nacht Bericht abzustatten. Er erwartete mich, sicher voller Ungebuld. Und möglicherweise hatte auch er etwas zu melden.

Vielleicht mußte ich auch ein wachsameres Auge auf den Adjutanten haben. Der junge Mann hatte mir niemals so recht gefallen; er war so hitzig, so unbezonnen. Aber die Jugend will sich ja nun einmal austoben.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Grundregeln einer rationellen Frühjahrsdüngung.

Da gegenwärtig die Zeit eingetreten ist, wo der emsige Landwirth an die Frühjahrsdüngung denken muß, um reichliche Sommerfrüchte auf seinen Flächen zu erzielen, so dürfte es nützlich sein, auf die Grundregeln einer rationellen Frühjahrsdüngung hinzuweisen. Im Frühjahre vollziehen sich alle Prozesse in der Natur rascher als im Herbst und Winter und die Sommerfrucht selbst ist geradezu auf schnelleres Wachsen angewiesen, als erste Bedingung bei der Frühjahrsdüngung muß also der Grundsatz befolgt werden, schnell wirkenden Dünger anzuwenden. Dabei wird man nun im Allgemeinen die größten Erfolge haben, wenn man im Frühjahre soviel als möglich geeigneten künstlichen Dünger anwendet, weil derselbe meistens rascher und

nachhaltiger wirkt als der Stalldünger. Der Stalldünger mag ja auch Verwendung finden, nur Sorge man dafür, daß er vor seiner Verwendung entweder schon einen zweimonatlichen Gährungsprozeß (Fäulniß) durchgemacht hat, oder falls er frisch verwendet werden muß, daß er nicht viel Stroh, keine Sägespäne und keine Mische enthält, weil bei der Frühjahrsdüngung die letzteren Düngerbeimischungen zu wenig zur Wirksamkeit gelangen können.

Von künstlichen Düngemitteln muß man im Frühjahr unbedingt nur solche nehmen, welche direkt als nachhaltige Pflanzennahrung wirken und im Boden nicht erst zersetzt zu werden brauchen, also Stickstoff, Phosphorsäure und Kali in löslicher Form enthalten. Solche künstlichen Düngemittel sind Chilisalpeter, schwefelsaures Ammoniak, Kalisalze, Superphosphat, die aufgeschlossenen Knochen- und Fleischmehle, aufgeschlossener Guano und phosphorsaures Kali. Natürlich werden die meisten Landwirthe bei dieser Auslese gleich fragen: Welches ist davon das billigste Düngemittel? Das billigste von den phosphorsauren Düngemitteln ist offenbar das Thomasmehl, denn dasselbe bietet so ziemlich zur Hälfte des Preises die Düngerkraft als die anderen Phosphate. Auch ist es ein Irrthum zu glauben, daß man das Thomasmehl möglichst zeitig in den Boden bringen müsse, wie man bisher annahm, denn neuere Versuche haben bewiesen, daß das Thomasmehl auch im Frühjahr zu Sommergetreide und zu Hackfrüchten Verwendung finden kann. Am besten bringt man es am Tage der Ausfaat mit in den Boden und die Berührung des Thomasmehles mit dem keimenden Samen fördert den Wuchs ungemein.

## Land- und Hauswirthschaftliches.

### § Ueber die Lage der Kettenhunde.

Über die Lage der Kettenhunde bringt das Landwirthschafts-Blatt für das Herzogthum Oldenburg nachstehende beherzigenswerthe Mahnung. Wenn der Kettenhund, welcher wie jedes andere Thier, den Gang zur Freiheit in sich trägt, wie ein gefesselter Verbrecher Jahr aus Jahr ein am Hofthor liegen muß, so ist das an sich schon ein trauriges Dasein; aber es kommen noch verschiedene, die Lage des Hundes verschlimmernde Uebelstände hinzu. Bei einer Umschau ist leicht festzustellen, daß die Pflege der Kettenhunde

meistentheils vernachlässigt wird. Die Hütte, welche den Hund gegen die Unbilden der Witterung schützen soll, ist nicht selten in einem mehr oder minder verfallenen Zustande und so unreinlich, daß der Aufenthalt darin selbst für einen Hund zu schlecht ist. Auch wird der Platz bei der Hütte nicht immer reingehalten; einem mit solchem Reinlichkeits-sinn ausgestatteten Thier, wie dem Hunde muß es aber höchst widerlich sein, wenn in der Nähe seiner Hütte Exkremente umherliegen. Ferner ist leicht festzustellen, daß die Kettenhunde durchweg voll Ungeziefer sind, bei Hitze selten frisches Wasser haben, daß der Saufnapf und die Fresschüssel häufig sehr unreinlich gehalten werden und faules Stroh in der Hütte liegt, sowie, daß in Bezug auf Fütterung und Tränkung viele Vernachlässigungen vorkommen. Daß die Kettenhunde oft sehr bissig sind, ist wahrlich kein Wunder; auch das nicht, daß die Tollwuth schon häufig bei ihnen ausgebrochen ist. Eine Hütte von Brettern — die altherkömmliche Art — kann dem Hunde nicht einmal zu allen Zeiten Schutz vor Regen und Schnee gewähren, da dergleichen Niederschläge oft vom Winde in den offenen Eingang hineingetrieben werden, vor Kälte aber vermag sie ihn fast gar nicht zu schützen. Um diesem Uebelstande soweit thunlichst abzuhelfen, dürfte es sich empfehlen, vor dem Eintreten der kälteren Jahreszeit die einschließliche des Daches, mit Pferdedünger oder anderem geeigneten Dünger zu umhüllen und den offenen Eingang mit einem Zeugvorhang zu versehen. Wie oft hört man Kettenhunde heulen. Den Leuten, denen der betreffende Hund gehört, fällt das nicht weiter auf, weil sie schon daran gewöhnt, aber jeden anderen fühlenden Menschen berührt es sehr unangenehm. Soll denn dieser alte, vom Vater auf den Sohn vererbte Brauch so fortgehen? Hier sollte endlich Wandel geschafft werden.

### Heiteres.

\* [Der *schmucke Förster*] ertappt die bildsaubere Benz beim Holz sammeln. „Weißt nit, Madel, daß das verboten is? I muß Di aufschreiben.“ — „Ach, Herr Förster — „Na, aber Straf muß sein! Mußt mir a Bussel (einen Kuß) geben zur Buß!“ — Sie wird roth, aber sie hält ihm den Mund hin — zur Straf. Dann nach dem langen Kuß, sagt sie leise, halb schelmlich, halb schamhaft: „Herr Förster — vor acht Tagen — hab i scho mal Holz sammelt . . .“